

Themen

Tourismus

Der visionäre Hotelier Klaus Kobjoll verrät, welche Unternehmensphilosophie hinter seinem Erfolgsgeheimnis steckt und wie er seine Ideen in die Praxis umsetzt.

Seite 3



Neugier ist die Grundlage des Lernens

Ein Gespräch mit Dr. Ueli Hartwig, dem neuen Leiter der Mittelschule und Mitglied der Geschäftsleitung der Academia Engiadina

Seite 4

Rumantsch

Nouvs models per l'instrucziun da religiun illa scoula populera

Seite 5

Portrait

Maya Sonderegger spricht nicht von Emanzipation. Energie und Lebensfreude lassen sie diese leben. Beruflich ist sie dafür besorgt, dass aus dem Geld ihrer Kunden Vermögen wird. In dem pragmatischen Bank-Ambiente hat sie sich ihre Naturverbundenheit bewahrt.

Seite 8



Kolumne	Seite 2
Berufsberatung	Seite 5
Ehemalige	Seite 6
Dies und Das	Seite 7

Vivaldi, sweet and sour

Die Wirklichkeit, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ist relativ. Das beweist das Phänomen der Synästhesie. Synästheten können zum Beispiel Töne sehen oder Farben hören. Die Musikerin und Synästhetin Elisabeth Sulser kann Töne und Stimmen auf ihrer Zunge zergehen lassen. Im wahrsten Sinne des Wortes.

von Mathias Balzer

Elisabeth Sulser war sechzehn Jahre alt, als sie mit einer Freundin abends einige Beizen in ihrem Wohnort Chur besuchte. Es regnete, und als die beiden so dasassen und sich wahrscheinlich gerade nichts zu sagen hatten, lauschte Elisabeth den Tropfen auf dem Pflaster. Ihr Musikgehör sagte ihr, dass sie den Ton G hörte, was für Musiker mit dem absoluten Gehör keine Besonderheit ist. Elisabeth sah aber auch ganz klar die Farbe Blau. Einige Tage später stellte sie fest, dass sie auch weitere Geräusche und Stimmen als Farben wahrnahm. «Meine Freundin konnte damit nicht viel anfangen – verständlicherweise. Auch mein Vater, ein ausgebildeter Psychologe, konnte sich meinen Farbrausch nicht erklären und meinte, das werde schon wieder vorbeigehen.» Ging es jedoch nicht. Im Gegenteil, die Sinnestäuschungen begannen sich auf die Geschmacksnerven im Mund auszudehnen und Elisabeth musste wahrnehmen, dass bestimmte Tonintervalle bestimmte Geschmacksempfindungen auslösten. Bei einer kleinen Terz zum Beispiel Salzgeschmack, wie beim Baden im



Bachkantate mit vierstimmigem Chor, gesehen von Elisabeth Sulser.

Meer, bei einem anderen Intervall ein säuerliches Ziehen im Gaumen, als ob sie in eine Zitrone beißen würde. Es folgten beunruhigende Tage und Wochen, in denen die junge Frau beinahe verzweifelte, da ihr Umfeld ihr bereits seltsame esoterische Anwendungen oder einfach eine Krankheit zu unterstellen begann. Zu ihrer Rettung, wie sie heute sagt, entdeckte sie das Buch «Farben hören, Töne schmecken» von Richard E. Cytowic, welches sich mit dem Phänomen der Synästhesie auseinandersetzt.

Synästhesie, die neuronale Doppelpfindung

Elisabeth Sulser kann Musik nicht nur hören, sondern auch sehen und – was noch aussergewöhnlicher ist: Sie kann bestimmte Tonintervalle auch auf der Zunge schmecken. Die Wissenschaft nennt diese Fähigkeit der gekoppelten Wahrnehmung «Synästhesie», ein Phänomen, das schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt, aber immer noch ein Rätsel ist. Professor Lutz Jaenecke vom Neuropsychologischen Institut der Universität Zürich hat

Elisabeth Sulser und zwei Dutzend anderer Synästheten untersucht: «Die Synästhesieforschung steht erst an ihrem Anfang. Es gibt da eine Reihe von Erklärungsversuchen. Einer besagt, dass zwischen den Wahrnehmungsrealen, die bei der Generierung der Synästhesie im Gehirn beteiligt sind, bei Synästheten besonders viele, starke und effiziente Verkabelungen existieren.» Das heisst also: Synästheten verknüpfen eine Wahrnehmung anders, vielschichtiger. Sehen, hören, riechen die Welt vielgestaltiger als die meisten ihrer Artgenossen.

Vivaldi im Farbenrausch

Anlässlich eines Informationsanlasses, der vom Journalisten Martin Weiss an der Schule für angewandte Linguistik in Zürich organisiert worden ist, kommt eine kleine Zahl Studenten in den Genuss einer Live-Demonstration der Fähigkeiten von Elisabeth Sulser. Sie hat weder geweitete Augen noch ein psychedelisches Outfit, sondern trägt ihr braunes Haar ordentlich hochgesteckt über den Perlohrsteckern. Ihr ist die klassische Bescheidenheit klassischer Musikerinnen eigen. Die Churerin mit Wohnsitz in

Fortsetzung auf Seite 2

Lernen auf Vorrat ist ineffizient

Unser Leben ist eine einzige spannende Forschungsreise ins Unbekannte: Auf der Reise sammeln wir Erfahrungen und lernen. Und eigentlich gibt es gar keine andere Art zu lernen als durch persönliche Erfahrung. Das macht Forschung und Bildung untrennbar.

Prof. Dr. Richard R. Ernst*

Lernen auf Vorrat ist ineffizient, denn dem Lernen folgt unweigerlich Vergessen. Aber hoffentlich nicht, bevor das Gelernte fruchtbar eingesetzt werden konnte! Wir alle lernen während unserer 70 bis 100 Jahre dauernden Lebensschule iterativ: trial and error – probieren und korrigieren. Wir lernen, um ein aktuelles Problem lösen zu können. Tatsächlich gibt es keine andere Art zu lernen als durch persönliche Erfahrung. Was nur auswendig gelernt wird, das bleibt aussen und haftet nicht. Forschung und Bildung sind darum untrennbar! Dies gilt für jede Stufe der Bildung, ganz besonders für die Mittelschule und ebenso für die Hochschule. Weg aus dem Schulzimmer ins Labor, in die Natur – zum Begreifen, zum Selbsttun, zum Sammeln von Erfahrungen! Eigentlich weiss das jeder und jede längst aus eigener Erfahrung. Oder aus Beobachtungen an eigenen Kindern, welche alles an-

dere lernen, nur nicht, was man von ihnen verlangt.

Unterricht im Lernlabor

Wie effizient wäre doch Frontalunterricht, wenn man erst einmal den auflüpfischen Geist der Lernenden, sich ordnungswidrig bemerkbar zu machen, ausgetrieben hätte! Dann gälte es nur noch einzugiessen durch den Trichter, zu prüfen und zu sieben! – Doch dadurch würde mehr Unheil als Heil angerichtet. Die kreativsten Schüler fallen durchs Sieb! Es bleibt nur das angepasste Mittelmass. Unterricht im Lernlabor oder in der Natur ist anspruchsvoller. Und kostet Geld. Denn ohne ausgiebige Ausrüstung geht es nicht, und Kleingruppen sind erforderlich. Jede Schule braucht dazu ein grosszügiges Angebot an Selbsterfahrungsmöglichkeiten mit naturwissenschaftlichen Laboratorien, Handarbeitsräumen, Pflanzgärten, Schulküchen, einer Bibliothek mit Nachschlagewerken, freiem Zugang zum Internet

sowie Exkursionen und sprachfördernden Treffen mit Schulklassen aus anderen Sprachräumen.

Bekanntlich ist die Hauptfunktion eines Lehrers, die Lernenden zu motivieren. Denn lernen müssen diese schlussendlich selbst. Einzelne hinreissende Lektionen im Hörsaal können höchst motivierend wirken. Das eigentliche Lernen erfolgt dann nachträglich fast von selbst. Eine Zwanzig- und Mehr-Stunden-Woche im Hörsaal hingegen wirkt mit Sicherheit demotivierend! Freiwilligkeit ist eines der Schlüsselwörter im Unterricht. Ein moderner Lehrplan besteht deshalb grossenteils aus Freifächern, begleitet von ganz wenigen obligaten Pflichtfächern.

Technorama als gutes Beispiel

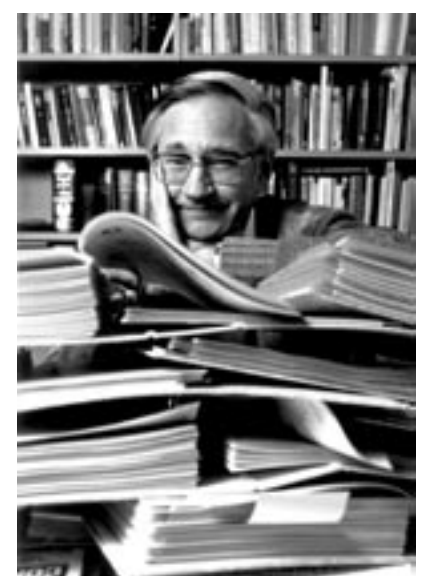
Problemorientierter, integrierter Unterricht ist besonders wirksam, aber auch besonders anspruchsvoll in der Implementation. Es gibt viele Möglichkeiten, das Gesagte umzusetzen.

Es fällt mir das Technorama in Winterthur ein, wo grosszügig Möglichkeiten zum Selbstexperimentieren angeboten werden. Von Schülern bis zu Senioren finden hier alle reiche Möglichkeiten zur Betätigung und zum Begreifen. Der Zulauf, auch aus dem benachbarten Ausland, ist beträchtlich. Ähnliche Lernlabors könnten auch an Schulen eingerichtet werden.

Praxisorientierte Bildung

In jede schulische Periode gehören Praktika ausserhalb der Schule, in Industrie oder Institutionen des Gesundheits- und Sozialwesens. So wirkte mein Praktikum bei der Ems-Chemie während der Mittelschulzeit höchst motivierend auf meine spätere berufliche Laufbahn. Hier lernte ich industrielle Chemie hautnah kennen, nachdem ich schon länger im Keller des Elternhauses «alchemistisch» tätig war. Von Ems führten mich meine Velotouren fast durchs ganze

Fortsetzung auf Seite 5



Prof. Dr. Richard R. Ernst erhielt zahlreiche Ehrungen, darunter den Nobelpreis für Chemie (1991), den Wolf-Prize (1991), den Horwitz-Prize (1991) und den Marcel-Benoist-Preis (1986).

Das Unerwartete zu erwarten, verrät einen durchaus modernen Geist.

Oscar Wilde (1854 - 1900), irischer Schriftsteller

Kolumne

Liebe im Museum

Laut einer aktuellen Studie der britischen Museen-Webseite (www.24hourmuseum.org.uk) hat sich jeder Fünfte der Befragten schon einmal in einem Museum verliebt, jeder Zehnte wagte beim Schlendern durch die Säle zumindest einen Flirt, und jeder Vierte hat eine markante biografische Zäsur erfahren – wie es auch bei Heiratsanträgen zu



geschehen pflegt. Demzufolge haben klassische Gefühle wie Bars, Discos, Partys oder Fitnesscenter an Terrain verloren, wenn es ums erfolgreiche Anbändeln (oder «Anbaggern», wie die Kontaktaufnahme neuerdings geheissen wird) geht. Ob der Studie zu trauen ist oder ob es sich dabei um eines der typisch britischen Phänomene handelt, lassen wir dahingestellt.

Was ich keineswegs bezweifle: Dass man sich im Museum durchaus verlieben kann. Und zwar auf höchst simple Art und Weise: Weniger in ein Gegenüber aus Fleisch und Blut, dessen Aufmerksamkeit zu erheischen einen gewissen schamhaften Aufwand und Mut erfordert (Enttäuschungen sind dabei vorprogrammiert), als vielmehr in jenes stumme, geduldige Wesen an der Wand, das Tag für Tag nur auf Anteilnahme wartet. Die Liebe zu Kunstwerken ist erst noch frei von verpflichtender Bindung oder von Eifersucht (es muss ja nicht gleich die Mona Lisa sein, die man mit Hunderttausenden anderen Verehrern zu teilen hat). Gewiss: Solche Liebe ist virtuell und bleibt einseitig und platonisch, hat aber den unschätzbaren Vorteil, sie mit manchen anderen Geliebten problemlos zu teilen und jederzeit schmerzlos zu kündigen.

Vorschläge gefällig? Wie wäre es zum Beispiel mit Barbara Uffer, der Savogniner Magd der Künstlerfamilie Segantini? Im Segantini Museum in St. Moritz begegnen wir Baba, wie sie liebevoll genannt wurde, auf wunderbaren Gemälden: Wie sie als Schafhirtin auf der Alp in die Mittagssonne blinzelt oder wie sie in sonntäglicher Tracht vom Brunnen Wasser trinkt. Auch im Bündner Kunstmuseum in Chur taucht Baba auf: Versonnen steht sie am Feierabend mit einer roten Blume in der Hand auf dem Balkon – als Gleichnis für Sehnsucht nach Liebe? Sollte unser Verlangen weniger auf den einfachen bäuerlichen Stand zielen, sondern eher etwas Edles im Visier haben, würde ich mich im Erdgeschoss des Bündner Kunstmuseums umsehen. Dort begegnen wir Angelika Kauffmann, wie sie selbst als Malerfürstin porträtiert hat – «Miss Angel», wie sie wegen ihrer Schönheit und ihrem Talent als Sängerin in London einst genannt wurde. Im Kirchner Museum in Davos hat das Publikum sogar seine Liebe zu einer Kuh bekundet: Allerdings zeigt uns Ernst Ludwig Kirchner die weisse Wiederkäuerin auch höchst liebenswürdig – mit gleichsam manikürten Klauen wie bei einem Mannequin.

Dies als Kommentar zur immer wieder gestellten Frage nach Lieblingsbildern.

Beat Stutzer
Direktor Bündner Kunstmuseum Chur

Fortsetzung von Seite 1
Vivaldi, sweet and sour

Zürich spielt als Blockflötistin vor allem in kleinen Barock-Ensembles, u. a. mit Robert Grossmann. Wir hören mit ihr das Larghetto aus dem «Concerto in F» von Antonio Vivaldi ab CD. Die Augen der jungen Frau wandern durch den Raum und sie protokolliert das von ihr Gesehene. Je nach Tonlage und Instrument sieht sie eine andere Farbe und andere Formen: «Gelb. Rosa, Gelb, jetzt Dunkelblau. Gold, Grün, wieder Gelb ... Jetzt die Geige, Gelb von oben, das Cello, unten, Dunkelblau ...» Parallel zu den Farbwahrnehmungen schmeckt die Musikerin die Intervalle: «Sauer, sauer, salzig, salzig», dann die Violinen: «Süss, süss, immer noch süss ...» Wohlgemerkt: Elisabeth Sulser beschreibt hier nicht Klang mit Geschmacksattributen, sondern sie schmeckt tatsächlich Salz- oder Zucker- oder Zitronensäuregeschmack auf ihrer Zunge.

Stimmen sieht sie «als Elemente in einem Reagenzglas». Bei Martin Weiss sind das «Sand, Erde, Luft». Beim Schreibenden selbst «Erde und Watte», bei einer dritten Person «Sand und Honiggeschmack auf der Zunge». Zum Glück eine Frauenstimme, denn: «Männerstimmen mit Honiggeschmack mag ich überhaupt nicht», meint die junge Musikerin lachend.

Das Schmecken auf der Zunge ist klar zu lokalisieren, aber wo sieht sie die Farben? «Die sehe ich nicht in meinem Kopf, sondern ausserhalb, im Raum, als ob da eine unsichtbare Leinwand wäre.» Sie zeigt uns ein Bild, das sie zu Forschungszwecken am Neuropsychologischen Institut gemalt hat. Es ist ihre Visualisierung einer Bachkantate mit vierstimmigem Chor. «Das sind etwa eineinhalb Minuten Musik. Die wechselnden Hintergründe sind Tonartenwechsel, die farbigen Balken sind chromatische Tonleitern, die Girlanden, Punkte und Striche einzelne Töne einzelner Instrumente.»

Wenn Elisabeth Sulser selbst spielt, merkt sie sich keine Noten oder Ton-

leitern, sondern sie orientiert sich an ihrer «inneren Leinwand». Es handelt sich also um sehr präzise «Tonbilder». «Es gibt auch Nachteile, wenn man als Synästhetin Musik macht. So habe ich oft Mühe mit den Intonationen und muss mir diese als Geschmäcker merken. Also muss eine bestimmte Stelle zum Beispiel sehr salzig sein, damit sie stimmt.»

Techno ist schwarz und grau

Es nicht einfach, sich vorzustellen, dass es andere Wahrnehmungsraster der Wirklichkeit gibt. Aus der Forschung mit halluzinogenen Drogen weiss man, dass solche Wahrnehmungen Teil des Rausches sein können. Aber eben eines Rausches, der mit emotionaler Wucht auf uns eindringt. Wie kann man denn überhaupt leben in einem permanenten LSD-Rausch? Elisabeth Sulzers Reaktion zeigt, dass wir mit dieser Frage auf dem Holzweg sind. Für sie hat ihre Wahrnehmungsweise nichts mit der Ekstase des Rausches zu tun. Die Wahrnehmungen sind für die Musikerin normal und nicht mit übermässigen Emotionen verbunden. Sie kann es sich umgekehrt nicht mehr vorstellen, wie es ist, keine Farben zu sehen, wenn man Mozart hört. Auch der Besuch von schallintensiven Orten wie etwa Technopartys bereitet ihr keine Mühe: «Da passiert gar nicht viel. Die Bässe sind schwarze oder graue Klötze, die Intervalle farblos und das Ganze geschmacklos (was hier heissen will, dass Techno nach nichts schmeckt). Die moderne Klassik sei hingegen oft sauer oder bitter, Rockmusik eher ereignislos, während barocke oder romantische Kompositionen mit ihrer Vielfalt an Intervallen

wahre Farb- und Geschmacksorgien sein müssen. Elisabeth Sulser lebt auf alle Fälle sehr gut mit ihrer erweiterten Wahrnehmungsfähigkeit.

Relativität der Wahrnehmung

Synästhesie tritt bei einer von 2000 Personen auf, ein relativ seltenes Phänomen also. Trotzdem weiss man aus der neuropsychologischen Forschung, dass gerade Kinder offen sind für synästhetische Angebote und zum Beispiel keine Mühe bekunden, wenn sie den Wochentagen Farben zuordnen sollen. Man bringt dies in Verbindung mit in diesem Alter noch nicht entwickelten Strukturierungsleistungen des Gehirns, die später solche synästhetischen Fähigkeiten ablösen. Bei Frauen und Linkshändern ist das Phänomen häufiger anzutreffen. Ebenso findet man Synästheten oft in derselben Familie oder in künstlerischen Berufen. Edgar Allan Poe war ein Farb-Ton-Synästhet, Wassily Kandinsky hätte sein

Werk «Über das Geistige in der Kunst» nicht geschrieben ohne seine Fähigkeit, Töne als Farben zu sehen. Arthur Rimbaud beschreibt in seinem Gedicht «Vokale» eine Buchstaben-Farb-Synästhe-



sie. Sein «Farbenhören» hat nachkommende Kunstrichtungen wie den Expressionismus oder den Surrealismus stark beeinflusst.

Synästheten zeigen uns, dass Wahrnehmung relativ ist. Wir hören, sehen, schmecken und riechen nur den Ausschnitt der Wirklichkeit, den unsere Sinne zulassen. Erschrecken Sie also nicht, wenn Sie an der Piazza da Scoula in St. Moritz stehen und plötzlich graue Balken an Ihnen vorbeirattern, rote, nach Honig schmeckende Punkte die Strasse überqueren und grelle Farbbänder am Engadiner Himmel kreisen: Es ist nur Synästhesie ...

Buchtipps:

Hinderk M. Emrich, Udo Schneider, Markus Zedler:
WELCHE FARBE HAT DER MONTAG? Synästhesie: Das Leben mit verknüpften Sinnen.
Hirzel S. Verlag, CHF 38.40
ISBN 3-7776-1114-X

Link

www.elisabeth-sulser.ch

Synästhesie

Das Wort leitet sich aus dem Griechischen ab: «syn» (= zusammen) und «aisthesis» (= Empfindung). Synästheten erleben mehrere Sinneswahrnehmungen gleichzeitig. Die häufigsten Erscheinungen sind die visuellen Synästhesien, bei denen vor allem akustische Eindrücke optische Wahrnehmungen hervorrufen oder sehr selten Eindrücke der Geschmacksnerven. Oft sind diese visuellen Erscheinungen farbig. Umgekehrt können auch optische Eindrücke gleichzeitig sekundäre Hörerlebnisse hervorrufen oder akustische Eindrücke bestimmte Gefühlserlebnisse.

Sudoku

Spielregeln:

Füllen Sie die leeren Felder des Rätsels so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem der 3 x 3 Kästchen jeweils alle Zahlen 1 bis 9 stehen. In jeder Reihe und in jedem Quadrat der 3 x 3 Kästchen darf jede Zahl jeweils nur einmal vorkommen.

					7			
9								
	3	4	8	9	5	2		
		8	6		1		9	7
		1			8		5	
3	9	7		2	4			8
2				8		1		5
	8							6
		5			3			

Infoapéro in Ihrer Nähe

Höhere Fachschule für Tourismus

Die Höhere Fachschule für Tourismus informiert Sie zusammen mit der Schweizerischen Schule für Touristik und Hotellerie Chur (SSTH) über die Ausbildungsmöglichkeiten im Tourismus.

Die Veranstaltungen beginnen jeweils um 18.30 Uhr und dauern ca. 90 Minuten. Anschliessend Apéro. Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Dienstag, 05. September:
Best Western Hotel Walhalla,
St. Gallen

Mittwoch, 13. September:
Sofitel Zürich, Zürich

Donnerstag, 14. September:
Hotel Bern, Bern

Mittwoch, 25. Oktober:
City-Hotel Ochsen, Zug

Donnerstag, 26. Oktober:
Hotel Wartmann, Winterthur

Mittwoch, 01. November:
Sofitel Zürich, Zürich

Donnerstag, 02. November:
Hotel Restaurant Buchserhof,
Buchs

Weitere Infos: Telefon 081 851 06 11, www.academia-engiadina.ch

Mittwoch, 08. November:
Handelsschule KV, Zimmer 131,
Basel

Donnerstag, 09. November:
Hotel Drei Linden, Wetzikon

Mittwoch, 22. November:
Hotel Bahnhof, Schaffhausen

Donnerstag, 23. November:
Best Western Hotel Walhalla,
St. Gallen

Mittwoch, 29. November:
Gasthof zum Schützen, Aarau

Donnerstag, 30. November:
Hotel Restaurant Zum goldenen Kopf,
Bülach

Nichts lässt die Erde so geräumig erscheinen, als wenn man Freunde in der Ferne hat.

Henry David Thoreau (1817 - 1862), amerikanischer Philosoph und Schriftsteller